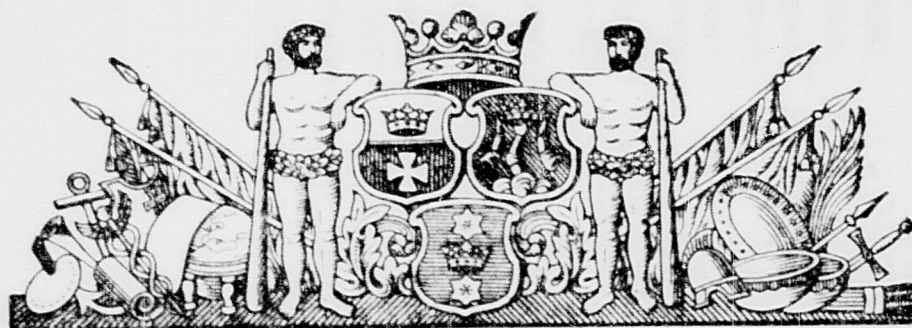


Königsberger Hartung'sche Zeitung.

Die „Königsberger Hartung'sche Zeitung“ erscheint täglich in einer Abend- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark, monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Postgeld).
 Fernsprechnummern: Redaktion 1011, Expedition und Verlag 36, Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Gründungsjahr der Hartung'schen Druckerei (weiland Reußer): 1840.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus hier und auswärts entgegen genommen und sollen für die empfangene Zeit und deren Raum 20 Pfg. für Inserenten außerhalb der Provinz Ostpreußen (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pfg.) Reklamen 75 Pfg. Das Belegexemplar kostet 10 Pfg.
 Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Deutsch-englische Auseinandersetzung.

Bei Teubner in Leipzig erscheint demnächst im Lexikon-Format ein neues Werk: „Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung“ Herausgeber Dr. D. Sarason. Das Werk soll ein Jahrbuch der Gesamtkultur werden, nicht eine Chronik, sondern ein Denkmal der Zeit, die jährlich erneute Darstellung des kulturellen Niederganges alles Gelebten. In über 60 Beiträgen haben sich führende Männer vereint, um einen umfassenden und wissenschaftlich gründlichen Führer durch unser Kulturleben zu schaffen. Dr. Paul Rohrbach steuert zu dem Werk einen Aufsatz „Welt- und Weltanbspaltung“ bei, aus dem wir nachstehende Darlegungen entnehmen. D. Red.

Annäherer auf die türkische Erbschaft sind vor allen Dingen Rußland und England; in zweiter Linie Frankreich, England und die Arabier, Mesopotamien und ein möglichst großes Stück von Syrien zu erwerben, um damit eine feste Verbindung zwischen den afrikanischen und den indischen Bestandteilen seines Weltreichs herzustellen. Zu demselben Zweck hat es sich durch den Teilungsvertrag mit Rußland über Persien den Süden des Französischen Hochlandes und die alleinige Herrschaft in den Gewässern des Persischen Golfs gesichert. Rußland dagegen strebt nach Armenien und nördlich ganz Asien, mindestens nach der Herrschaft am Bosporus und nach einem Hafen an der kleinasiatischen Küste des Mittelmeers. Frankreichs alter Ehrgeiz endlich richtet sich auf das mittlere Syrien.

Diese Ziele der gegenwärtig in der sogenannten Tripleentente verbundenen Mächte laufen zum Teil gegeneinander, aber ein gewisser Ausgleich ist doch möglich. Verwirklichen sie sich aber nach dem angestrebten oder einem ähnlichen Schema, so würde das eine unerträgliche Schädigung der deutschen Interessen bedeuten. Nachdem die ganze übrige Welt unter die großen Mächte unterteilt worden ist, ohne daß Deutschland einen nennenswerten Anteil erworben hat — unsere afrikanischen Kolonien sind im Vergleich zu den Besitzungen Englands, Rußlands, Frankreichs, Amerikas bedeutungslos — können wir es nicht dulden, daß auch die Türkei verschwindet und daß ihre Bestandteile dazu dienen, die Macht unserer Konkurrenten einzeln zu verstärken. Indem die Türkei existiert und die ganze Ländermasse zwischen dem Ägäischen Meer und dem Persischen Golf, zwischen dem Sinai und dem Ararat auf ähnliche Weise in einen widerstandsfähigen staatlichen Organismus zusammengefaßt, wie Österreich-Ungarn das Donauraum mit dem Ostalpengebiet und dem nördlichen Karpathenvorland, wird die ganze zu Deutschland im Gegensatz befindliche Mächtegruppe daran verhindert, sich eine überwältigende Position in dem Grenzgebiet zwischen Europa und Asien zu schaffen. So wie die Dinge liegen, hat Deutschland nur die Wahl,

entweder die Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit der Türkei in Asien aufrecht zu erhalten, oder zusammen mit Österreich selbst Hand auf die türkische Ländermasse zu legen.

Um den Gesamtzusammenhang der Ereignisse richtig zu erfassen, müssen wir bis auf die Situation des Jahres 1911, d. h. auf die deutsch-französischen Verhandlungen über Marokko, und die gleichzeitige starke Spannung zwischen Deutschland und England zurückgreifen. Im Anschluß an die Krisis vom Sommer und Herbst 1911 scheint in England die Erkenntnis durchgedrungen zu sein, daß die deutsche Note in ihrem jetzigen Bestande doch schon einen so gefährlichen Faktor für den Ernstfall bildet, daß eine Verständigung mit Deutschland einer kriegerischen Auseinandersetzung vorzuziehen wäre. Im Weiten solcher politischen „Ausgleiche“ liegt es aber, daß sie nur dann halbar sind, wenn nicht eine von beiden Parteien der Hauptteil der Kosten zu bezahlen hat. Zwischen England und Deutschland ist eine lange Rechnung zuzunehmen. Deutschland hat in den vier Jahren zuerst den unermeßlich wertvollen Erwerb Ägyptens gemacht, mit Frankreich zusammen den Löwenanteil am raptischen Afrika für sich genommen und in Südarabien die Büren besetzt. Deutschland wurde mit ein paar Tausend zweiten und dritten Ranges abgefunden. England hat weiter seine Stellung im Südoften und Osten Asiens ausgebaut und einen sehr erheblichen Einfluß auf die dänischen Dinge ausübt. Es hat nicht nur mit Rußland in Persien geteilt und dauernd, ohne Rücksicht auf die Türkei und auf Deutschland, an der Verfestigung seiner Interessen im Persischen Golf gearbeitet. Die Krönung dieser Arbeit bildet der im Mai 1913 mit der Türkei abgeschlossene Vertrag, der den Engländern auch die Kontrolle über das bisher türkische Nordufer des Golfs übert.

Diese ganze Summierung von Vorteilen und Machtvermehrungen sieht England irrtümlicherweise so an, als ob sie uns gegenüber logischen „Kompensationsfrei“ seien, und bei Verhandlungen über einen eventuellen politischen Ausgleich von vornherein ein unbeschränktes Saldo der englischen Politik darstellen. Auf dieser Grundlage aber können wir nicht in Verhandlungen eintreten. Würdigt England ernstlich eine Verständigung, so muß es eine Hand dazu bieten, daß auch Deutschland eine angemessene Vergütung seines Interesses erfährt. Hierfür ist der nächstliegende Gedanke ein Gebietszuwachs in Afrika. Es ist nicht durchaus nötig, daß ein solcher sofort im Erwerb der formellen Souveränität über neues Kolonialgebiet besteht; es würde vielleicht genügen, wenn Deutschland z. B. ein garantiertes Vorkaufrecht auf den portugiesischen Besitz erhielt und Freiheit zu einer wirtschaftlichen Benützung großen Stils dorrstelt. Portugal ist keine unabhängige Macht, sondern ein Schutzstaat Englands. Ob es einen Vertrag in dem angedeuteten Sinne mit Deutschland zu schließen bereit ist oder nicht, hängt sehr stark von der englischen Einflusnahme auf die Regierung in Lissabon ab. In der Tat hat England seine Bereitwilligkeit für die Ausdehnung der deutschen Interessen in Angola schon im Herbst 1911 an, wobei, wie es scheint, die Energie, mit der sich das Mißbegünstigte der öffentlichen Meinung bei uns über den ganzen deutsch-französisch-englischen

Marokkhandel im Reichstag und in der Presse entlud, nicht ohne Einfluß war. Daß sich die englische Politik Deutschland gegenüber aber noch nicht in der richtigen psychologischen Verfassung befindet, ging aus der Bedingung hervor, die man stellen zu können glaubte: Verzicht auf die Flottennovelle vom Winter 1911/12. Darauf konnte untererlei natürlich nicht eingegangen werden, und so führten die eingeleiteten Besprechungen zu keinem positiven Abschluß.

So standen die Dinge, als im Herbst 1912 der Balkankrieg ausbrach. Als Resultat des Balkankrieges ergab sich eine stark veränderte Lage. Die Aussicht, Rußland als Schutzmacht eines Balkanbundes plötzlich an den östlichen Gestaden des Mittelmeeres aufzutauchen und außerdem die Okkupation von Armenien im Verein mit der bereits geänderten Stellung im Kaukasus und in Nordpersien sich zu einem lastenden russischen Druck auf ganz Vorderasien entwickeln zu sehen, bestimmte die englische Politik, von neuem ihre Bereitschaft zur Verständigung mit Deutschland zu erklären. Es fragte sich nun, welches der tatsächliche Objekt der englisch-deutschen Verhandlungen gewesen ist oder sein wird, die in der sogenannten Verständigungsfrage mit vorübergehenden Unterbrechungen seit dem Winter 1911/12 andauern. Auf keinen Fall kann davon die Rede sein, daß England schon alles Erforderliche für uns getan hat, indem es dem Weiterbestand der Türkei und etwa noch der Fortsetzung des Bagdadbahnbaus unter deutscher Leitung zustimmt. Besondere Wert für die deutschen Interessen besitzt die Strecke Bagdad—Basra nicht. Den militärischen Wünschen der Türkei ist vollauf genügt, wenn der Schienenweg Bagdad erreicht hat. Die Fortsetzung wird in absehbarer Zeit sich nicht rentieren, denn sie geht zum größten Teil durch die Wüste, und wenn von deutschen Vorteilen bei ihr gesprochen wird, so ist das nur in dem Sinne zu verstehen, daß die bei diesem Bahnbau führende Deutsche Bank sich an dem billigen Bau zwischen Bagdad und Basra für die hohen Kosten der Gebirgsstrecken im Taurus und im Amanus erholen kann. Auf der Strecke Bagdad—Alexandrette, dem Hauptstück der ganzen Linie, würde der Frachttransport von und nach dem unteren Stromland wahrscheinlich sich sogar besser bezahlen, wenn die Bahn bei Bagdad oder etwas unterhalb in den weberzugewinnenden babylonischen Bewässerungsgebieten endete. Soll also von englischen Zugeständnissen, die diesen Namen verdienen, die Rede sein, so können sie nicht gut wo anders liegen als auf kolonialem Gebiet. Es ist von Angeboten die Rede gewesen, wie Sambar und Walfischbai. Damit uns abzuweisen, ist ausgeschlossen. Vor Jahrzehnten wäre darüber zu reden gewesen, heute bedeuten jene englischen Positionen innerhalb unseres Kolonialbesitzes nur unerhebliche Schönheitsfehler. Innerhalb unseres Kolonialbesitzes handelt es sich aber um etwas viel Wichtigeres: darum, daß wir uns als Kolonialmacht in einer unfrö Größe und unteren Bedürfnissen entsprechenden Weise so lange überbauen nicht betätigen können, wie wir nicht eine bedeutende Vergrößerung unseres afrikanischen Besitzes erreichen.

Eine Verärößerung des deutschen Kolonialreichs im Einklang

Jedes Ding auf dieser Welt ist größer, wenn du von ihm hörst, als wenn du es siehst.

Marinelli und das herzogliche Blumenmädchel.

(Berliner Theaterbrief.)

Albert Basser mann hat im Deutschen Theater unter Meister Reinhardts Regie einen Hösling Marinelli in Leising's „Emilia Galotti“ geschaffen, der sich seinen selbständigen klassischen Schöpfungen ebenbürtig anreicht. Die geistreichen epigrammatisch zugespitzten Gespräche über die Leidenschaften, als welche uns Leising's ungeheure Fürtienanlage nicht ohne Grund erscheint, — hier sind sie wieder zu Leidenschaften selbst entfeilt. Und was ist Quastalla, Dololo und Orsina's nicht zu unspannender Schinkenrod gegen die blumvolle Unmittelbarkeit dieser menschlichen Angelegenheit, die da vor dem Dichterforum verhandelt wird! Mofisi als Fürtich mit poliertem Raubtiergeläch, dieser fast jugendhafte Halsverbrecher, dem zehn Jahre Zwangsarbeit fehlen, überschimmert seine Tat mit aller erreichbaren romantischen Geistesfülle; doch Basser mann reg!

Eine Gestalt aus einem königlichen Kunstreuen; schleichend um des Hohen Guntz, als haltloser Schuft ein ausgebrannter Gemüts- züchtling, mit süßlich aufmerksamer Grimasse, die schlaffen Züge des rissigen, angewöhnten Gesichtes mit der Hafennase beim leichten Ver- dacht gegen seine Sicherheit straffend, dann wieder süßschmend ein- findend; begleitet von Niedbüchsen und Bonbonnieren, mit den ge- schmackten Bäckchen und der häßlichen Unterwürfigkeit das wirk- same Beschwörung! In die Bewegungen nicht Basser mann weibliche Züge ein, um die Liebdeineri des Hieroffen zu treffen; die heiter- stöckende, hüftend gebaute Sprache des gütigen Jämmerlings vervollständigt das Bild, dessen tausend Einzelsätze sich zu einem schau- spielerischen Meisterstück schließen!

Pa g o g s eine Minute als Rot Rosa würde genügen, einem un- bekannten Künstler einen dauernden Namen zu stiften!

Eduard von Winterstein als Odoardo stand nicht als rächerder Römer Virginius vor uns, der seine Virginia, die Hofe- bricht, ehe der Sturm sie entblättert, lieb vielmehr durch das zur Ge- weisheit wachsende Mißtrauen den Mannesoffen in sich zum leidens- schaftlich blutigen Ende entfesseln. Mary Dietrich als Orsina ist zu jung für ihre Rolle, Lucie Bölich zu fräulich reif geworden für Emilia; doch strahlt sie im Schlusakt und vorher mit dem Bringen, dem sie ihre Reinheit in ritterlichem Schut anvertraut, herbe Schön- heit aus.

Tilla Durieux hat uns in Bernard Shaw's geist- sprühendem Spott auf die allesmögliche Wissenschaft: „Pygmalion“, über dessen hehrhafte Aufführung im Vestingtheater ich bereits telegraphisch berichtet, ein ebenso einseitliches Vergnügen bereitet. Mit dieser Bombenrolle wird sie sicherlich ihren Meisterloster paden und auf die Gastspielfahrt geben — und wer sie erlebt, wird seines Lebens wieder froh. Das Blumenmädchel, Tochter des Müllstüchlers, gerät bekanntlich an einem Regenabend im Saulengang der Londoner Paulskathedrale mit ihrem Reichem ins Gedränge. Doch den sie für einen tüchtigen Kriminal- beamten hielt, der sie „aufschreibt“, ist der originale Mundartlicher Siggins, der jedem sagen kann, wo er her ist, sobald er den Mund auf- tut. Durch eine Weite macht er sich daran, in sechs Monaten die Proletariatsplange zu einer Herzogin zu drillen: Dressur ist alles, keine Spur von Geist, die Seele ist der Niederschlag der Sprache, mit einer neuen Sprache legt man dem Menschen eine neue Seele ein. Shaw hat offenbar Fritz Mauthners abartüchtige „Kritik der Sprache“ gründ- lich studiert. Der Phonetikprofessor ist ein deitbes Raubbein fleger- licher Junggefellennummeren; besser geortet gibt sich sein Studien- freund Oberst Pickering — beide Männer nebst der auf sie eingeeilten Haushälterin richten nun Eliza Doolittle ab. Und siehe, das verächtliche Kind des untersten Volkes wird an Seite gewöhnt und reine Kleider, an- scheinende Ausdrücke und an geistiges Benehmen. Sie gibt ihre erste ergötzliche Probe in einer kleinen Teegesellschaft — und sie kommt mit eigenem Willen zum Licht bis zum tadellofen Empfang bei Hofe empor.

Der reinen Wissenschaft gilt sie als erledigt, das Penum ist abge- wickelt — doch „Pygmalion“ ist bekanntlich jene Ekstasestatuette des Königs von Zypros, deren modellierte Jungfrau durch Abroditens Güte zum Leben erwachte und als Pygmalions Gattin die Mutter des Paphos ward. Siggins gebärdet sich so toll als ewiger Weiber- hasser, daß von vornherein klar war, er werde sein phonetisches Geschäft nicht bloß auf den Dialektplatten behalten, sondern auch mit ihr durchs Leben — walzen. Und mit diesem tröstlichen Lichtblick auf das Standes- amt endet auch das wissenschaftliche Experiment, nachdem das lern- gierige Mädel ihrem ruppig-tyrannischen Sprachvater erst einmal seine Pantoffel ins Gesicht geworfen hat.

Doch mag auch Georg Hirschfeld vor Jahren mit seiner „Wieze und Maria“ Ähnliches versucht haben — Wieze wird niemals Maria — das ist verzeffener Philisterjuck, wenn Shaw sein Kafetenfeuer los- breunt! Als Lustspiel derb, in der Anlage durchdringung, in sein Schab- sach passend — ein funkelndes Stück vom boshait herrlichen Shaw! Eine Lady kann man also mit Sprechmaschinen und eigenen Gassenmanieren aus dem Blumenmädchel der Straße emporzücken — doch die Seele läßt sich leider noch nicht anfordern! Elizas Vater will ein „unwürdiger“ Armer bleiben, dabei steht er sich jamms — die soziale Plöbheit seiner Umwelt nötigt ihn in die Moral des Mittelstandes hinein, er kommt zu Geld und einer legitimen Frau und wird mit Gewalt ein anständiger Bürger — und darüber verlernt der muntere Seifenfieder alle seine Nieder. ... Tausend köstliche Zeußeilen über Gelehrtheit und Geiells- chaft, über Gott und die Welt zudem allenthalben auf. Ich weiß mit

für geistig bewegliche moderne Men... keine erfreulichere Abendunter- haltung.

Bei Tilla Durieux blieben alle kantigen Uebergänge, jeder Zug sah, vom Straßenstand bis zum Salon und zum Audienzgemach ein vollstän- diges Gelingen des wichtigsten Temperaments, des drolligsten Körper- spiels und eines traumlicheren Weibsintritts. Alexander Ckert als ihr schwergeprüfter Vater ist maßlos, moralisirend, selbstfeinerisch, „einer mit Aermeln“, der sich innerhalb der Grenzen der praktischen Vernunft einrichtet. Neben diesen beiden besten Leistungen behauptete sich Steiner als Phonetiker, obwohl er des Textes nicht sicher war, durch die prächtige Verförperung dieser strahlenden Lebensgewißheit des letzten Vären. Tilla Grünig a blieb leider blah. Direktor Bar- nowsky als Regisseur feierte einen weittragenden Sieg, zu dem ihm das volle Haus begeisterten Heilruf entbot.

Theodor Kappstein.

Sprüche aus Wilhelm Raabes Tagebüchern.*)

Die Bücher sind die besten, die der Verfasser selber nicht zum zweiten Male „machen kann“, über die er sich selber wundert.

Das wahre Kunstwerk ist immer selbst wegen da, nicht dessen, der vor ihm steht, ist oder liegend auf dem Sofa ihm beifammen sucht. Was geht der „Lehr“, den „Macheb“, den „Hamlet“ das an, was ihr über ihn denkt, schreibt oder druden läßt? Jetzt zeigt mir das neue Werk, dem das letztere einerlei ist.

Man sieht einem großen betrachtenden, wenn auch wilden Welt- ereignis zu wie einem Gemitter mit nachfolgendem Landregen. Man trinkt mit dem Erdboden. Und es ist ein Rehagen in der Unbeglich- keit, die man perirlich von wegen der Nase auszuheben hat.

Die Menschen sind nur allzu häufig imstande, wenn das Le- bendige unter den Toten erdichen, das erstere für das Gelebte zu halten.

Nur diejenigen Kunstwerke haben Anspruch auf Dauer, in denen die Nation sich wiederfindet. Dieses kann auf die mannigfaltigste Weise geschehen, auch teilweise: idyllisch — im großen Epos — im Drama. Aber ein Werk kann technisch noch so vollendet sein und doch tot bleiben.

Dem ungebildeten Menschen erscheint alles als Einzelheit, dem gebildeten alles im Zusammenhang. Es gibt da aber allerlei Nuancen.

Man kommt nicht in die Welt, um „sich anzusehen“, sondern um „vorlieb zu nehmen“.

Ruhm ist: mitgedacht werden, wenn ein ganzes Volk ge- dacht wird.

Die ewige Illusion, daß das Leben nach vor einem liege! Das Leben liegt immer hinter einem.

* Wir entnehmen diese neuen Sprüche mit freundlicher Erlaubnis des Verlages und des Herausgebers dem eben erschienenen aus- gegebenem „Raabe-Kalender 1914“. G. Große'sche Verlags- buchhandlung.

